

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 48

Artikel: Ein gefährlicher Beruf

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seiten und den schlecht ventilirten Cafés müssen selbst bei schönerem Wetter deprimierend wirken. Scheinbar wollen aber doch die Warshawer à tout prix ihre Seelenverwandtschaft mit Paris unterstreichen. Das Resultat ist grotesk: Selbst der feinste Seidenstrumpf verliert seine fetischistischen Reize, wenn er bis über die Kniekehlen hinaus mit Rot bestickt ist.

Die Strecke Warshaw-Stolpze bietet nicht viel Anerkennung. Von der Verwüstung der Weltkriegszeit ist hier nicht mehr viel zu sehen, ausgenommen vielleicht die paar Drahtverhause, die man vorsichtshalber noch bestehen läßt. Spät abends noch am selben Tage ging's über die russische Grenze. Drei Soldaten begrüßten den Zug mit präsenziertem Gewehr. Es war beinahe rührend! Dann wurden wir „ausgeladen“. Das Gepäck kam in den Zollschuppen, die Pässe hatte man bereits im Zuge abgenommen.

Die russischen Zollbeamten nehmen ihre Mission ernst. Da wird alles genau untersucht, das kleinste Schädelchen aufgemacht und an den Pelzmänteln das Futter aufgetrennt. (Wahrscheinlich aus einem von früheren Generationen erblich übernommenen Respekt vor Schießbaumwolle.) Der russische Pakoffizier, der mich bei meiner ersten Durchreise in entgegengesetzter Richtung im April freundlich begrüßte mit den Worten: „Send Si öppre n'au vo Züri“, war auch wieder da. Unsere Schweizerpässe schienen ihm aber diesmal nicht mehr aufgefallen zu sein. Uebrigens hatte er seine ganze Aufmerksamkeit dem deutschen Geologen zu widmen. Dann half er einem jungen Berliner aus, der scheinbar auch mit seinem Latein zu Ende war. Dabei gab es einen amüsanten Zwischenfall. Der junge Berliner wollte sich nämlich für die geleisteten Dienste mit einem 2 Mark-Schein revanchieren. Dabei kam er aber bei dem Züri-Russen schlecht an. Dieser wies den Mammon zurück mit dem klassischen Auspruch: „Mein Herr, hier sind Sie nicht mehr in dem im Materialismus verschümpften Europa, Sie befinden sich im blühenden Orient!“

Nach mehr als einstündiger Gepäckrevision bestiegen wir endlich den jenseits des Bahnhofes bereit stehenden sibirischen Express. Die außerordentlich geräumigen, zweiplätzigen Coupés I. Klasse enthalten außer einer sehr langen gepolsterten Bank noch eine andere Sitzgelegenheit am Fenstertisch und eine Waschkabine. Die Waggons, von denen mehrere hundert in Russland zirkulieren, gehörten ursprünglich der Wagons lits Cie., die ihre Ansprüche darauf immer noch geltend macht. Eine besondere Sehenswürdigkeit bildet der immer noch mit zaristischem Prunk ausgestattete Speisewagen, der allerdings dann auf der eigentlich sibirischen Strecke nach Moskau einem bescheideneren Gefährt für kulinarische Bedürfnisse Platz macht.



Von dem „blühenden Orient“ bekamen wir dann am folgenden Tage in der roten Hauptstadt einen allerdings nicht sehr aufmunternden Begrüßungsmarsch. Eine Spazierfahrt in einem wackligen, uralten Fuhrwerk über die holprigen Pflastersteine Moskaus zu 5 Rubel die Stunde bringt einen rasch wieder vor die rauhe Wirklichkeit. Was da eben Jahrhunderte lang in unverantwortlicher Weise verwirtschaftet worden ist, das läßt sich doch nicht im Handumdrehen in ein Paradies verwandeln. Die meisten der hier seinerzeit von rücksichtslosen Parasiten aufgestellten Mietkasernen müßten eigentlich schon aus Gründen der öffentlichen Hygiene zuerst wieder spurlos vom Erdboden verschwinden. Aber auch hier ist es wie anderswo: Von Staatswegen kann eine solche Radikalkur erst angestellt werden, wenn die nötigen Mittel für prompten Ersatz vorhanden sind.

Die Atmosphäre, die die in solchen „Buden“ verkommenen Leute um sich verbreiten, begegnet einem auf Schritt und Tritt und selbst in dem durch sein einziges Badzimmer nachgerade weltberühmt gewordenen „Grand Hotel de Moscou“ kann man sich nicht so recht zu Hause fühlen. Dort spielt zu einem sehr bescheidenen „obed“ à 2 Rubel pro Gedeck eine schlecht gestimmte Kapelle in vorkriegszeitlicher Aufmachung, die scheinbar noch nicht über den „Graf von Luxemburg“-Walzer hinausgekommen ist, mit dem einen guten Resultat wenigstens, daß sie von der brutaleren Tendenz unserer westlichen „Stimmungsmusik“ verschont geblieben ist.

Immerhin soll, wie ich dort vernahm, der unruhige Jazz-Geist der jüngeren Elemente auch den neuen Kremlpotentaten viel zu denken geben. Hinter jenen grauen Mauern hat man natürlich schon längst eingesehen, daß da, wo es sich um die völlige Regeneration eines verlotterten Staatswesens handelt, die Beschränkung der Freiheit des Privatkapitals eigentlich nur einen kleinen Teil des Riesenprogrammes bildet, das sich diese neuen Patrioten gestellt haben. Diejenigen, die der endlichen Verwirklichung dieses schönen Traumes pessimistisch gegenüber stehen, suchen immer noch, genau wie anderswo, ihren Trost in der Ausübung des seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangenen religiösen Kultus. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht und tatsächlich haben wir nirgends, ausgenommen vielleicht an typischen Wallfahrtsplätzen, wie z. B. Einsiedeln, eine so auffallende religiöse Prostration gefunden, wie gerade hier im „gottlosen“ Moskau. Zu Hunderten sahen wir die Passanten vor einer kleinen Kapelle, direkt am Eingang des Kremls stehen bleiben, und so unzählige Male bekreuzten sie sich vor dem Allerheiligsten, daß wir uns mit Staunen fragten, was das wohl zu bedeuten hätte. Ja, ja! Was wäre Moskau ohne seine Kirchen? Der Besucher hat den Eindruck, als hätten die früheren Herrscher hier keine wichtigeren Mission gekannt als von fremden Baumeistern exotische Tempel aufzustellen zu lassen. In der architektonisch besonders hervorragenden Erlöserkirche hatten wir übrigens ein sehr interessantes Erlebnis.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gefährlicher Beruf.

(zu den nebenstehenden Abbildungen.)

Das Sammeln von wohlgeschmeidenden Vogeleiern

im Gebirge oder an felsiger Küste soll verhältnismäßig einträglich sein; zu solchen rechnen Schleuder die Eier der Möwen. Besonders an der wildzerklüfteten schottischen Küste ist die Möweneierernte aber zugleich ein gar waghalsiges Unternehmen. Da gilt es, sich von der überhängenden Klippe an einem Seile herabzulassen, im Hängen „zwischen Himmel und Erde“ die leidreiche Beute einzuholen und dann denselben gefährlichen Rückweg über die Klippen zu nehmen.